Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 5

Artikel: Im Lande der Rujuks
Autor: Böll, Heinrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-666091

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

es, den Männern zu beweisen, dass Familienweihnachten wunderschön und strahlend sein können. Es braucht dazu nicht einmal grosse Festessen und viel Aufwand; viel wichtiger sind ein bisschen Einfühlungsvermögen und guter Wille, das Fest so zu gestalten, dass sich alle daran freuen, die kleinen und auch die grossen Kinder.

Heinrich Böll

IM LANDE DER RUJUKS

Die grossen Fähigkeiten von James Wodruff sind schon früh einem kleinen Kreis von Spezialisten bekannt geworden, und wenn ich kurz von diesen Fähigkeiten berichte, statte ich eine alte Dankesschuld ab, denn immerhin — obwohl ich seit Jahren mit ihm verkracht bin — James Wodruff war mein Lehrer; er hatte (hat noch) den einzigen Lehrstuhl für Rujukforschung inne, den es auf dieser Welt gibt, gilt mit Recht als der Begründer der Rujukforschung, und wenn er auch innerhalb der letzten dreissig Jahre nur zwei Schüler gehabt hat, so ist sein Verdienst nicht zu unterschätzen; denn er hat diesen Volksstamm entdeckt, seine Sprache, seine Sitten, seine Religion erforscht, hat zwei Expeditionen auf eine unwirtschaftliche Insel südlich von Australien geleitet, und sein Verdienst bleibt, wenn er auch Irrtümern unterlegen ist, unschätzbar für die Wissenschaft.

Sein erster Schüler war Bill van der Lohe, von dem aber nur zu berichten ist, dass er sich im Hafen von Sidney eines Besseren besann, Geldwechsler wurde, heiratete, Kinder zeugte und später im Innern Australiens eine Rinderfarm betrieb: Bill ging der Wissenschaft verloren.

Wodruffs zweiter Schüler war ich; dreizehn Jahre meines Lebens habe ich darauf verwandt, Sprache, Sitte und Religion der Rujuks zu erlernen; fünf weitere Jahre verbrachte ich damit, Medizin zu studieren, um als Arzt bei den Rujuks zu leben, doch verzichtete ich darauf, das Staatsexamen abzulegen, weil die Rujuks — mit Recht — sich nicht für die Diplome europäischer Hochschulen, sondern für die Fähigkeiten eines Arztes interessieren. Ausserdem war nach achtzehnjährigem Studium meine Ungeduld, wirkliche Rujuks kennenzulernen, zu einer Krise gekommen, und ich wollte keine Woche, wollte keinen Tag mehr warten, wollte endlich lebende Exemplare eines Volkes sehen, dessen Sprache ich fliessend sprach. Ich packte Rucksäcke, Koffer, eine transportable Apotheke, meinen Instrumentenkasten zusammen, überprüfte mein Travellerscheckbuch und machte — für alle Fälle — mein Testament, denn ich besitze ein Landhaus in der Eifel und bin Inhaber der Nutzrente eines Obstgutes am Rhein. Dann nahm ich ein Taxi zum Flugplatz, löste eine Fahrkarte nach Sidney, von wo mich ein Walfänger mitnehmen sollte.

Mein (damals noch verehrter) Lehrer James Wodruff begleitete mich. Er selbst war zu hinfällig, um noch eine Expedition zu riskieren, drückte mir aber zum Abschied noch einmal seine berühmte Schrift «Volk nahe der Antarktis» in die Hand, obwohl er genau wusste, dass ich diese Schrift auswendig herzusagen verstand. Bevor ich das Flugzeug bestieg, rief Wodruff mir zu:

«Boruwal, doidoi duraboi!» was (frei übersetzt) heissen könnte: Mögen die Geister der Luft dich beschützen! Genau würde es wohl heissen: Der Wind möge keine widerspenstigen Geister gegen dich senden, denn die Rujuks leben vom Fischfang, und die Gunst des Windes ist ihnen heilig.

Der Wind sandte keine widerspenstigen Geister gegen uns, und ich landete wohlbehalten in Sidney, bestieg dort den Wahlfänger und wurde acht Tage später an einer winzigen Insel ausgesetzt, die, wie mein (damals noch verehrter) Lehrer mir versichert hatte, von den P-Rujuks bewohnt sein sollte, die sich von den eigentlichen Rujuks dadurch unterscheiden, dass ihr ABC das P enthält.

Doch die Insel erwies sich als unbewohnt, jedenfalls von Rujuks unbewohnt. Ich irrte einen Tag lang zwischen mageren Wiesen und steilen Felsen umher, fand zwar Spuren von Rujuks-Häusern, zu deren Bau sie eine Art Fischleim als Mörtel benutzten, aber der einzige Mensch, den ich auf dieser Insel traf, war ein Waschbärjäger, der für europäische Zoos unterwegs war. Ich fand ihn betrunken in seinem Zelt, und als ich ihn geweckt und ihn von meiner Harmlosigkeit überzeugt hatte, fragte er mich in ziemlich ordinärem Englisch nach einer gewissen Rita Hayworth. Da ich diesen Namen nicht genau ver-

stand, schrieb er ihn auf einen Zettel und rollte dabei lüstern die Augen. Ich kannte eine Frau dieses Namens nicht und konnte ihm keine Auskunft geben.

Drei Tage lang war ich gezwungen, die Gesellschaft dieses Banausen zu ertragen, der fast nur von Filmen sprach. Endlich konnte ich ihm, gegen Ueberschreibung von Travellerschecks im Werte von 80 Dollars, ein Schlauchboot abhandeln, und unter Lebensgefahr ruderte ich bei stiller See zu der acht Kilometer entfernten Insel hinüber, auf der die eigentlichen Rujuks leben sollten. Diese Angabe wenigstens erwies sich als richtig. Schon von weitem sah ich Menschen am Ufer stehen, sah Netze aufgehängt, sah einen Bootsschuppen, und heftig rudernd und winkend näherte ich mich dem Ufer, den Ruf auf den Lippen:

«Joi wuba, joi wuba — buweida guhal!» (Vom Meer, vom Meer komme ich, euch zu helfen, Brüder!)

Doch als ich dem Ufer näher gekommen war, sah ich, dass die Aufmerksamkeit der dort Stehenden einem anderen Fahrzeug galt: das Tuckern eines Motorbootes näherte sich von Westen, Tücher wurden geschwenkt, und ich landete völlig unbeachtet auf der Insel meiner Sehnsucht; denn das Motorboot kam fast gleichzeitig mit mir an, und alle rannten zum Landungssteg.

Ich zog müde mein Boot auf den Strand, entkorkte die Cognakflasche meiner transportablen Apotheke und nahm einen tiefen Schluck. Wäre ich ein Dichter, würde ich sagen: Ein Traum brach mir entzwei, obwohl Träume ja nicht brechen können.

Ich wartete ab, bis das Postboot sich entfernt hatte, schulterte mein Gepäck und ging auf ein Gebäude zu, das die schlichte Aufschrift «Bar» trug. Ein bärtiger Rujuk hockte dort auf einem Stuhl und las eine Postkarte. Ich sank erschöpft auf eine hölzerne Bank und sagte leise:

«Doidoi kruw mali —.» (Der Wind hat meine Kehle ausgedörrt.)

Der Alte legte die Karte beiseite, sah mich erstaunt an und sagte in einem Gemisch aus Rujuk und Film-Englisch:

«Komm her, mein Junge, sprich deutlich: willst Bier oder Whisky?»

«Whisky», sagte ich matt.

Er stand auf, schob mir die Postkarte zu und sagte:

«Da lies, was mein Enkel mir schreibt.»

Die Karte trug den Poststempel «Hollywood», und auf der Rückseite stand ein einziger Satz: «Zeuger meines Erzeugers, komm übers grosse Wasser, hier rollen die Dollars!»

Ich blieb bis zur Ankunft des nächsten Postbootes auf der Insel, sass abends in der Bar und vertrank meine Travellerschecks. Kein einziger dort sprach mehr reines Rujuk, nur wurde oft der Name einer Frau erwähnt, die ich zuerst für eine mythische Figur hielt, deren Ursprung mir aber inzwischen klar geworden ist: Marlene Dietrich.

Ich muss gestehen, dass auch ich die Rujuk-Forschung aufgab. Zwar flog ich zu Wodruff zurück und liess mich mit ihm noch auf einen Streit ein über die Anwendung der Vokabel «buhal», denn ich blieb dabei, dass es «Wasser» bedeute, Wodruff aber verstreifte sich darauf, es bedeute «Liebe».

Doch schon längst sind mir diese Probleme nicht mehr so wichtig. Ich habe mein Landhaus vermietet, züchte Obst und spiele immer noch mit dem Gedanken, mein medizinisches Studium durchs Staatsexamen zu krönen. Aber ich bin nun fünfundvierzig geworden, und was ich einst mit wissenschaftlichem Ernst betrieb, betreibe ich nun aus Liebhaberei (worüber Wodruff besonders empört ist). Während der Arbeit an meinen Obstbäumen singe ich Rujuk-Lieder vor mich hin, besonders das eine liebe ich:

Woi suhal buwacha —
bruwal nui loha
graga bahu — graga wiuma
moha deiwa buwacha — —
(Warum treibt es dich in die Ferne, mein Sohn?
Haben dich alle guten Geister verlassen?
Keine Fische gibt es dort — keine Gnade,
und deine Mutter weint um ihren Sohn —.)

Auch zum Fluchen eignet sich die Rujuk-Sprache. Wenn die Grosshändler mich betrügen wollen, sage ich leise vor mich hin: «Graga weita» (keinen Segen soll es dir bringen!) oder: «Pichal gromchit» (die Gräte soll dir im Halse stecken bleiben!), einen der schlimmsten Flüche der Rujuks.

Aber wer versteht schon Rujuk auf dieser Erde, ausser Wodruff, dem ich hin und wieder eine Kiste Aepfel schicke und eine Postkarte mit den Worten: Wahu bahui — (verehrter Meister, du irrst), worauf er mir zu antworten pflegt, ebenfalls auf einer Postkarte: Hugai — (Abtrünniger!) und ich zünde mir meine Pfeife an und blicke den Rhein hinunter, der schon solange da unten vorüberfliesst.

Copyright by Cosmopress, Genf